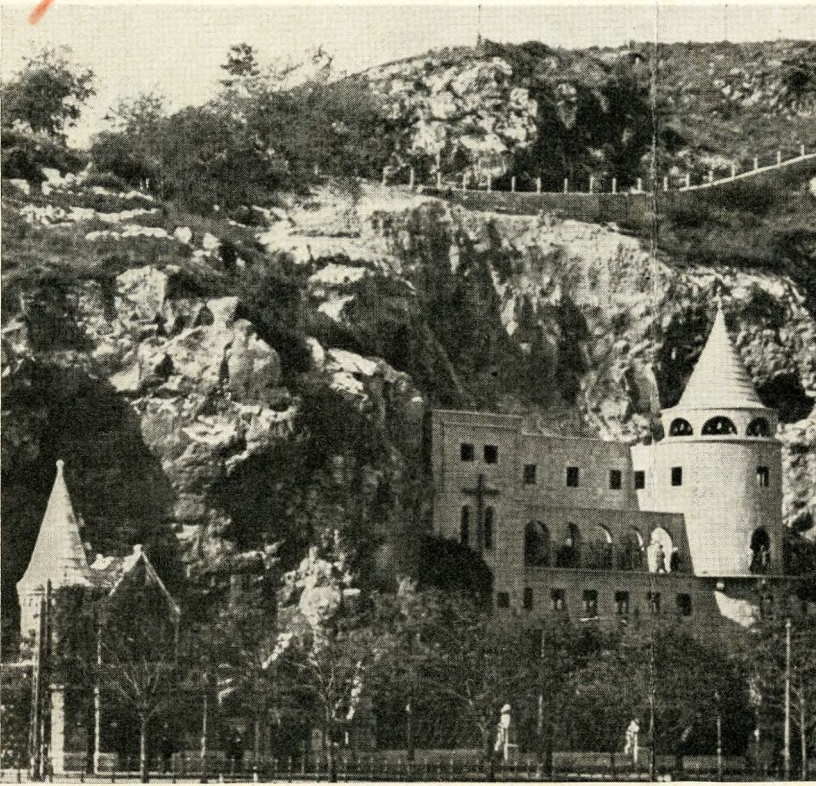


Das Felsenkloster von Budapest.

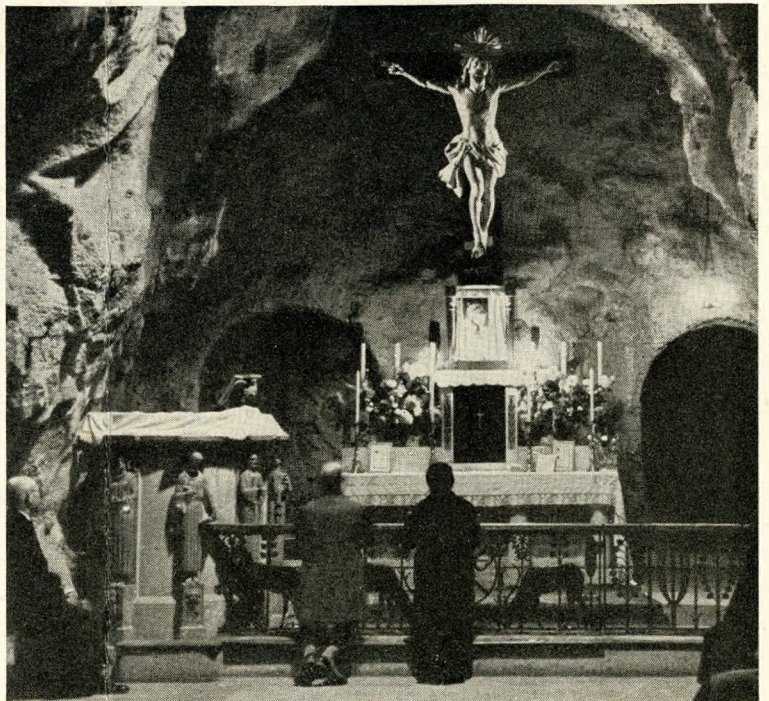


Die eigenartige Verbindung neuzeitlicher Technik und weltabgewandter Mystik, die ein Kennzeichen vieler Großstädte ist, ist auch in Budapest vor nicht allzu langer Zeit augenfällig in Erscheinung getreten. An den Blocksberg im Herzen der Stadt angelehnt und zum größten Teil ganz in den Felsen hineingebaut, ist ein Kloster entstanden, das in Verbindung mit der ihm angeschlossenen Felsenkirche wohl zu den größten Sehenswürdigkeiten der ungarischen Hauptstadt zählt.

Vor wenigen Jahren zog eine Schar ungarischer Pilger nach Lourdes. Die Wundergrotte hatte es ihnen dort angetan. Es entstand der Plan, eine gleiche Höhlenkirche auf heimatlichem Boden zu errichten. Arm wie sie waren, blieben sie zunächst ganz auf die Werbekraft ihres Gedankens angewiesen. Dieser Gedanke aber zündete. Von allen

Seiten flossen die Spenden. So wurde aus einer kleinen natürlichen Höhle durch Sprengungen eine weitverzweigte Grotte geschaffen: die Kirche zur heiligen Jungfrau Maria. Von dieser Kirche ist nichts anderes von außen zu sehen als ein mächtiges Kreuz am Gipfel des Berges, das bei Nacht überdies beleuchtet ist, und eine kleine Öffnung mit dem Gnadenaltar in ihrem Inneren. Ein engmaschiges Gitter schützt den Altar vor den Tauben. Tag und Nacht brennen dort die geweihten Kerzen, die Opfergaben der Gläubigen. An schönen Tagen versammelt sich eine kleine Gemeinde auf dem freien Platz vor dem Eingang. Dort hält der Pfarrer von der Kanzel herab eine Art Bergpredigt. Sonst aber geht, wer schweigend seine Andacht verrichten will, am Altare vorbei ins Innere der Kirche.

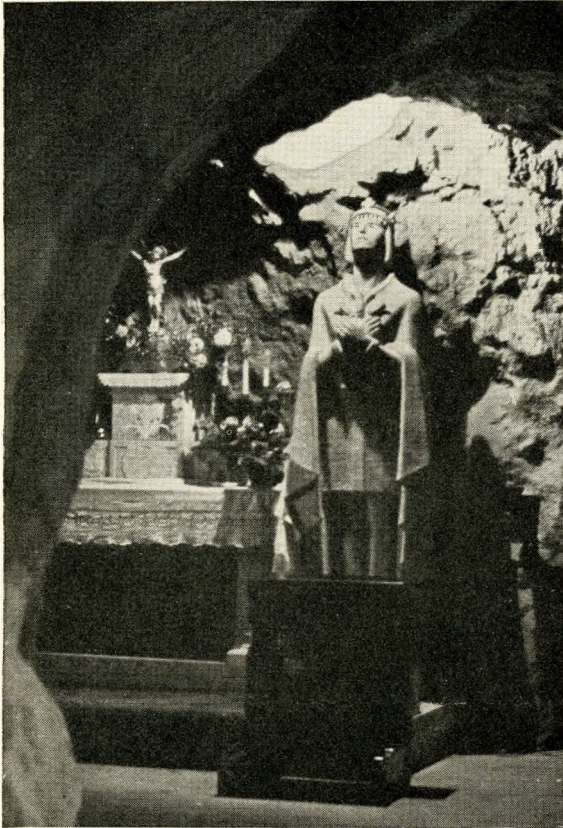
Der Eindruck des Naturgewordenen ist vollständig erhalten. In mystischem Dunkel, nur wenig vom flackernden Kerzenlicht beleuchtet, wölbt sich der Felsen in engen Gängen, die an die Katafomben der ersten Christen erinnern. Gerade um diese Stimmung frühchristlicher Romantik geht es ja. Das schmiedeeiserne Gitter des Hauptaltars mit dem Kreuz nach dem Christus von Lempias in Spanien enthält Symbole aus der Zeit der Christenverfolgungen im alten Rom. Auf einem Felsenstück ruht das Tabernakel. Die Sakristei ist eine kleinere Höhle für sich. Niemand, auch der Glaubensloseste, vermag sich der suggestiven Macht des auf ihn eindringenden Milieus zu widersetzen. Dorthin kommt, wer am schwersten zu leiden hat und am eindringlichsten auf Erfüllung hofft. In der Höhlenkirche werden keine glänzenden Hochzeiten gefeiert, auch die oberen Zehntausend kommen nicht dahin zur Beichte, das einfache Volk aber strömt herbei, ähnlich wie zur Maria von Lourdes mit demselben Gedanken an das Wunder. In einer Nische steht — man möchte es für ein Marienbild halten — „La petite Therese de Lisieux“, eine Nachahmung des Originals in der Grotte von Lourdes. Blattpflanzen, selbst Blumen vermögen sich trotz des spärlichen Lichtes zu erhalten. Das Gnadenbild der Maria selbst — nach dem Muster in der Kirche von Czestochau, der Heimat der das Kloster bewohnenden Paulaner Mönche — prangt in kostbarem Mosaik in einem eigenartigen Kapellenraum, der durch ein bunt gemaltes Fenster sein Licht erhält. Nicht weit davon auf übereinandergetürmten Felsblöcken



In der Felsenkirche.

steht das Standbild des heiligen Antonius mit dem Kinde, großartig in plastischer Wucht auf einem anderen Nebenaltar der heilige Emericus, ein nationaler Schutzheiliger, genau so wie der heilige Ladislaus und der heilige Stephan, denen gleichfalls Altäre gewidmet sind. Trotz der kurzen Zeit ihres Bestehens hat sich die Kirche den Ruf eines Gnadenortes erworben. Schon prangen zahllose Gedenktafeln an den Wänden, die von tiefgefühltem Dank für erhörte Gebete zu sprechen wissen. Während man noch schweigend auf einer Holzbank sitzt, den Rücken an den Felsen gelehnt, ertönt aus unsichtbarer Quelle Orgelspiel, Chorgefang schwebt durch den Raum, der von der oberen Kirche durch Lautsprecher geleitet wird.

Die Klosterpforte selbst erreicht man auf einem kleinen Felsenweg entlang den Arkaden des Klosters. Gerade hat ein Armer seine Suppe empfangen. Mild lächelnd begrüßt uns der Pförtner. Alles da innen ist neu und blitzblank. Auch die wunderbaren gotischen Fenster mit ihren zahlreichen Farbönen von Purpur über Blau, Grün und hellstem Gold hat ein moderner Maler geschaffen. Man geht über Treppen, während daneben der rohe Felsen sichtbar ist. Man sieht einen Hausaltar, die Maria von Lourdes; seinen Hintergrund bildet die Felswand. Die Zellen der Ordensbrüder reihen sich wie Felsenester von Vögeln aneinander. Wundervoll breitet sich auf dem Dach eine Felsterrasse aus. Ein paar Schritte davon entfernt ist der Glockenturm. Von dort steigt der Weg an und geht in zahlreichen Windungen bis zur Bergspitze. Da wandeln die Mönche in ihren weißen Kutten. Geistliche Gespräche entzündeten sich förmlich an der gewaltigen Natur, an dem feenartigen Anblick, den die Stadt besonders bei Nacht bietet. Die Paulaner sind nicht reich. Es sind keine Päpste, Erzbischöfe und Bischöfe aus ihren Reihen hervorgegangen, sie lehren auch nicht an Universitäten und Hochschulen — und dennoch: wo sie sich niederlassen, umgibt sie tiefe Achtung der Bevölkerung. Die Mitglieder dieses pastoralen Ordens sind in des Wortes

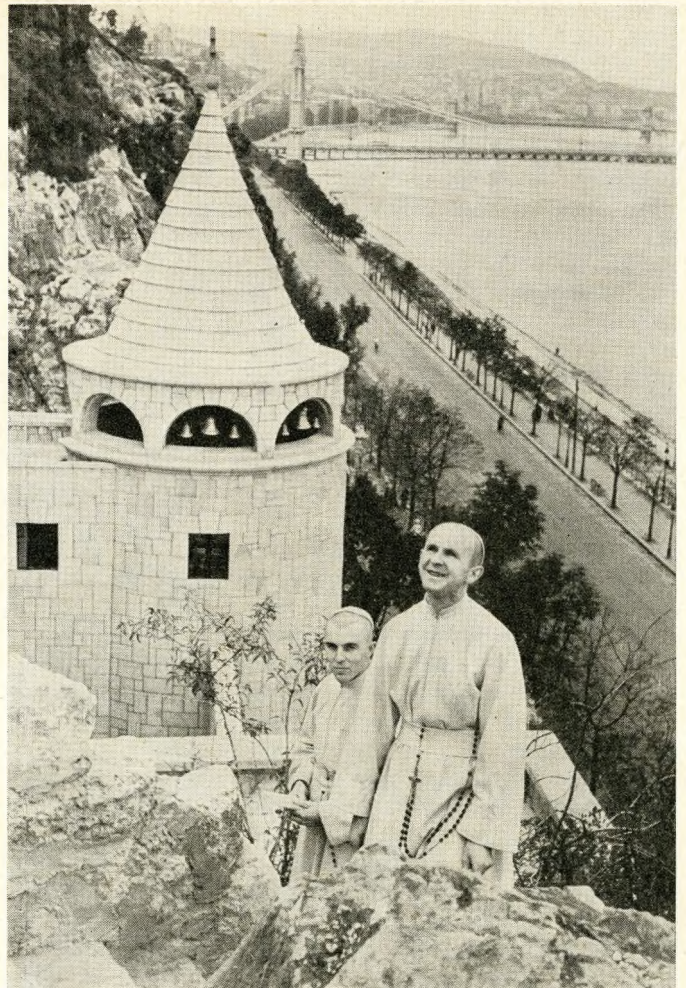


Altar des hl. Emericus im Nebenschiff der unteren Kirche.

bestem Sinne Hirten: sie bewegen sich unter dem Volk und steigen aus ihren Klöstern da hinab, wo Trost und Hilfe nottun.

In zweijähriger mühevoller Arbeit wurde die Klosterkirche fertiggestellt. Im Jahre 1924 begannen die ersten Sprengungen. Am Pfingstsonntag 1926 wurde die Kirche eingeweiht. Oft mußte die Arbeit aus Mangel an den notwendigen Geldmitteln unterbrochen werden. Wenn endlich genügend Spenden einlangten, war es wieder zeitweise völlig unmöglich, dem Felsen durch Sprengungen irgend etwas anzuhaben. Aus jedem gebohrten Minenloch prallte der Schuß zurück. Die Techniker hielten die Arbeit für aussichtslos. Die Stadtverwaltung gab wieder zu bedenken, daß die Sprengwirkung einmal eine zu gewaltige sein und ein herabfallender Felsblock Passanten töten könnte. Schließlich wendete das nahegelegene St. Gellert-Bad, das aus dem Gellertberg seine warmen Quellen bezieht, ein, daß durch die Felsbohrungen am Ende die Quellen versiegen könnten. Von all den Befürchtungen traf keine einzige ein. Das Werk gelang. Die Brüder hatten es verstanden, mit unerschütterlicher Geduld auch die kritischsten Lagen zu überwinden und alle Widerstände zu besiegen. Für sie selbst entstand im Jahre 1931 in dem an die Kirche anschließenden Kloster eine würdige Heimstätte.

Dr. Karl Siebert



Blick vom Felsengarten auf den Klosterturm und Budapest.